



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch. II. : der Tempel des Götzen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

erreichen den Feind nicht. Es wäre ein Schwertkampf zweier Gegner mit zu weiter Distanz, als daß die Schwerter sich berühren könnten.

Wir lehnen von vornherein jeden Versuch ab, lediglich mit den in aller dem natürlichen Leben zugewandten Wissenschaft geübten und genügenden Methoden an die Geschichte des Heils heranzutreten. Die Analogie mit dem zu jeder Zeit und von jedem, der an der allgemeinen natürlichen Vernunft Anteil hat, Erfahrbaren betrachten wir als einen zu kurzen Maßstab, um die christliche Wahrheit auszumessen. Nur der begreift den Dichter ganz, der ihm kongenial ist, nicht die Menge. Nicht jedem sind die Schönheiten eines Kunstwerks zugänglich, der sich betrachtend vor dasselbe hinstellt, sondern nur dem, der die Wunderblume eines künstlerisch empfindenden Gemütes als Schlüssel mit sich trägt. Keine wissenschaftliche Methode kann den Mangel dieser Grundvoraussetzung ersetzen. So muß auch im Menschen ein Neues gegeben, müssen neue Tiefen des Gemütes aufgeschlossen, muß, nach christlicher Ausdrucksweise, Gnade wirksam sein, wenn die Gottestat des Evangeliums das rechte Verständnis finden soll.



## Der rote Raufsch

Roman von Joseph Aug. Euz

### II.

#### Der Tempel des Gözen.

Gaston hatte, mit guten Empfehlungen in der Tasche, Glück in Paris. Weil er sich auf Weinwirtschaft verstand, hatte er in den Kellereien des Weinfabrikanten Jules Lésèvre eine Stelle gefunden mit der Aussicht, einst Kellermeister in dem berühmten Hause zu werden. War es nicht eine der bekannten Ironien des Schicksals, daß Gaston gerade an diesen Mann geriet, der Präsident des Syndikats der Pariser Weinindustriellen war und als solcher den Krieg mit den Winzern aus dem Süden führte, mit denselben Winzern, die, von Marcellin geleitet, entschlossen waren, bis ans Messer zu gehen?

Auch Jules Lésèvre war einst als armer Kellnerbursche aus dem Süden nach Paris gekommen. Er besaß damals kaum so viel wie Gaston, und heute war er ein König der Börse, einer, der über ungezählte Millionen gebot, ein ungekrönter Herrscher, der die Weinprovinzen Südfrankreichs glücklich machen oder, wenn es ihn gelüstete, sie mit einem Schlag vernichten konnte. Jetzt besaß er ein vornehmes Hotel in den Champs Élysées; in seinen Salons war man den Finanzminister (Lésèvres intimen Freund), den Ministerpräsidenten, viele Deputierte, Geburtsadel, Finanzaristokratie, militärische Würdenträger zu sehen gewohnt. Und er war es, der ganz Paris, — ach, nicht nur Paris! — mit billigem Rotwein versorgte und dessen Name täglich auf ungezählten hunderttausenden Etiketten bis zum ärmsten Mittagisch des Pariser Arbeiters herunter zu lesen war:

Jules Léfèvre.  
 Bester, billigster Rotwein.  
 Eine Million demjenigen,  
 der zu beweisen imstande ist, daß  
 die unverfälschte Qualität dieses  
 Weines nicht preiswert sei!

Herr Jules Léfèvre selbst trank ihn nie.

Es will gar nichts besagen, daß der große Mann die schönsten Schlösser des Landes besaß, die besten Rennpferde hielt, die höchsten Preise gewann, Sachten vor Anker liegen hatte, für den unwahrscheinlichen Fall, daß es ihn plötzlich gelüftete . . . es will gar nichts besagen, denn er konnte diese Dinge nicht genießen. Er hatte keine Zeit. Er arbeitete wie ein Pferd. Er nahm sich keinen Urlaub, seit zehn Jahren bereits hatte er Paris kaum auf einen Tag verlassen. Seine riesige Weinfabrikation, der Grundstock seines Vermögens, war nur mehr ein Bruchteil seiner Unternehmungen, Ämter und Würden; alle Fäden des Handels, der Industrie, der Finanz, der Politik liefen durch seine Hände. Bankgouverneur, Aufsichtsrat ungezählter Industriegesellschaften, Urheber und Kopf von Trust- und Ringbildungen auf allen hervorragenden Gebieten der Produktion, Vorstand der Landwirtschaftlichen Gesellschaft und als solcher eine Schicksalsmacht, die mit Hilfe eines Heeres von Agenten die Konjunkturen bestimmte und imstande war, über die Kornkammern des Landes eine Hungersnot zu verhängen, wenn es der Moloch der Börse, dessen Hohepriester er war, verlangte. Alles in allem, ein königlicher Geschäftsmann, ein Genie, dessen Hirn wie eine feine, wundervoll konstruierte, nie versagende Maschine arbeitete, ein despotischer Machthaber, der die Welt aus den Angeln heben konnte, und der zu klug war, es wirklich zu tun! Denn er besaß nicht bloß Genie, sondern er besaß auch Disziplin, eiserne Nerven, stählerne Muskeln und ein Gedächtnis so groß wie ein Kontorhaus.

Vor allem aber besaß er Ideen — Ideen, dieses furchtbare Geschenk der Götter, Ideen, nach denen die Menschheit ewig durstete und die sie ewig fürchten wird. Ideen, die sie zugleich liebt und zugleich haßt, die einen unendlichen Segen und einen unendlichen Fluch bedeuten.

Jules Léfèvre war ein Mann von Ideen!

Seine erste große Idee, die er verwirklichte und die schon den Anfang seiner Laufbahn, nachdem er den Kellnerburschen ausgezogen hatte, mit Millionen pflasterte, war die Absezung des Weingottes, der im Süden über den rebenbepflanzten Hügeln thronte und ein sehr unverlässlicher Patron war. Dieser kultivierte den Weinbau nach seiner alten, pfründnerhaften Methode, wobei in der Spekulation neuen großen Stils nicht viel herauskam. Was nützte es, wenn er ein paar gute Weinjahre spendete und sich dann in frevelhaftem Übermut auf den Faulpelz legte, einmal das nötige Quantum Regen vergaß, ein andermal das nötige Quantum Sonne, und dann zur Abwechslung die Reblaus, das liebe Tierchen, züchtete und verhätschelte, auf Kosten der Weinbauern, damit im Haushalt der Natur sich kein Geschöpf über Zurücksetzung beklagen konnte; was nützte also die ganze Herrlichkeit, wenn Mißwachs, Teuerung und Mangel immer vor der Türe standen, die Spekulation unsicher machten und den Erfolg der guten Weinjahre immer wieder ad absurdum führten? Schließlich wurde in solchen Zeiten der schlechten Ernte

der gute Wein eine Sache des Luxus und stand im Gegensatz zum demokratischen Prinzip der Billigkeit und der Reichlichkeit. Der alte Weingott war ein Aristokrat. Aber hatte man wirklich auf schlechte Ernten spekuliert, dann war er boshaft genug, gute Ernten zu zeitigen, und es bedurfte unerhörter Winkelzüge, um die Preise künstlich in der Höhe zu halten. Und dann war noch ein anderer Grund.

Zules Lésèvre erkannte, daß die Masse eine bessere Kundschaft sei als die Vornehmen, und daß die Millionen von denen zusammengetragen werden, die mit Pfennigen zahlen. Wer für die Masse liefern will, muß schnell und billig liefern. Um aber schnell und billig zu liefern, mußten die Störungen in der Produktion, Schwankungen der Weinbergserträge, Elementarkatastrophen beseitigt werden; man mußte sichere Grundlagen haben, um darauf das Gebäude der Herrschaft aufzubauen. Mit dem himmlischen Weinpanischer war kein ewiger Bund zu flechten. Also fort mit ihm! Zules Lésèvre begann, dem lieben Gott selbst ins Handwerk zu pfeifen, und erzeugte Weine, den echten an Aussehen und Geschmack täuschend ähnlich, Weine, die nie eine Traube gesehen hatten. Es war der geniale Grundsatz Lésèvres, die Surrogate so ausgezeichnet herzustellen, daß es sich nicht mehr verlohnte, naturechte Produkte hervorzubringen. Die Tendenz der Entwicklung war auf Billigkeit gestellt, und die Billigkeit bildete den neuen, verlässlichen Regulator der künstlichen Weinfabrikation. Wenn auch die Winzer in den letzten Jahren des Mißwachsens, wo sie selbst ihrem schlechten Wein künstlich aufhelfen mußten, mit dem Preis der guten Leses von fünfzig Franken pro Hektoliter auf fünf Franken heruntergingen, so waren sie immer noch nicht konkurrenzfähig. Denn da kamen noch die Fracht und die städtischen Einfuhrsteuern hinzu, die für Lésèvres Kellerafabrikat wegstielen, da sich seine Fabriken in Paris befanden. Chemie und Mathematik! Das waren die zwei bekannten Größen in der Gleichung mit unbekanntem Millionen, und Zules Lésèvre war der Mann, diese moderne Gleichung zu lösen. Er war ein guter Rechner.

Die Winzer des Südens hatten vergessen, daß in der Zeit, als sie mit der sich versagenden Mutter Erde rangen und vergebens den Schatz im Weinberg zu heben trachteten, die Welt eine große Veränderung erfahren hatte. Nun, da sie den herrlichen Wein besaßen, glaubten sie, die schöne, gute, alte Zeit sei wieder gekommen, wo man die hohen Preise bezahlte. Wenn Zules Lésèvre hart sein wollte, so könnte er diese verstockten Bauern bei all ihrem Überfluß an diesen Naturgütern bis an den Bettelstab bringen. Aber Zules Lésèvre besaß auch Gemüt. Wenn er sich erinnerte, daß er einmal, in seiner präadamitischen Zeit, selbst ein Weinbauernsprößling gewesen war, konnte der harte Mann ganz weich werden. Und in einer solchen sentimentalischen Anwandlung schickte er seine Agenten nach dem Süden, den Winzern fünf Franken pro Hekto anzubieten. Eigentlich ein dummer Streich, den er vor seinem Finanzgewissen nicht rechtfertigen konnte! Vielleicht, wenn man damit die Vereinigung der Weingroßhändler, die gute, echte, teure Weine in ungeheuren Lagern aufgestapelt hatten und damit zurückhielten, um die Preise in die Höhe zu treiben, aus den Angeln heben konnte? Ein bloßes Rechenexempel! Denn hatte sich Zules Lésèvre nicht auch in jener Hauffespekulation der Vereinigung der Weingroßhändler engagiert, die er jetzt konterminieren wollte? Ja freilich, es fragt sich nur, ob der Verlust, den er hier erleiden würde, aufgehoben werden könnte durch den Gewinn, der sich aus den Winzerlesen heraus-

rechnen würde. Es könnte sein, ja, ja, mit Zinseszinsen, allerdings wenn der Ankauf sich in einer Preislage von allerhöchstens fünf Franken pro Hekto bewegt. Der Winzer hat zu wählen. Entweder — oder! Fünf Franken, ein Ultimatum!

Es war klar, Jules Lésèvre konnte auch etwas fürs Herz tun.

Jules Lésèvre, der Wohltäter der Menschheit, der dafür sorgte, daß selbst der Ärmste sein Fläschlein Rotwein am Mittagstisch fand, und der nun den Winzern des Südens seine hilfreiche Hand darbot, er mußte, wie alle großen Wohltäter, den schönsten Undank der Welt erfahren. Die törichten Bauern stießen die dargebotene Rechte brüsk zurück, ja, sie hätten sich an den Agenten fast tötlich vergriffen und diese zu Perpignan beinahe aus den Fenstern des Weingutes geworfen, das einem gewissen Marcellin gehört, der gegenwärtig die ganzen Provinzen in Aufruhr bringt. Nun gut, nun gut! Sie hatten zu wählen zwischen fünf Franken und dem Nichts. Und sie hatten gut gewählt, die Bettler des Südens!

Wie komisch! Nun predigen sie gar den Kreuzzug gegen den ehernen Ring, den Lésèvre errichtet hatte, eine feste Burg, eine unübersteigliche Mauer. Es wird einen lustigen Krieg geben! Lésèvre rieb sich vergnügt die Hände. Die Zeiten waren schläfrig, es hat schon lange keinen Sturm gegeben. Und ein schlachten-erprobter Feldherr, der seine Stärke erst im Kampf entfalten konnte, das war er, der Gewaltige, der Götter entthronen konnte! Die Regierung? Die Kammer? Er hatte sie in der Tasche und brauchte nichts zu fürchten.

In diesem Weinberg des Göken arbeitete nun Gaston. Er rührte ein greuliches Gemisch von Wasser, Zucker, Glycerin, Weinstensäure, Pottasche, Hefe und anderen chemischen Stoffen, und diese Flüssigkeit wurde aus riesigen gemauerten Bassins durch Röhren in die Destillationsräume geleitet, wo nach einem sinnreich ausgedachten Prozeß zum Schlusse das Gebräu als roter Wein herausfloß, in Flaschen gefüllt, verkorkt, etikettiert und in die Welt versandt wurde. Dabei ging es sehr achtlos zu, solange das Gemenge in den offenen Becken lag, eine schmutzige, trübe, oft mutwillig verunreinigte Flut, die aber, wenn sie in die Filter und Kläranlagen kam, alles Unreine verlor und im flaschenartigen Zustand rein und durchsichtig aussah wie schöner, heller Rubin. Auch schmeckte er ganz süß und angenehm, wenngleich die Zunge davon einen Pelz bekam und ein fast unmerklicher, heimtückischer Nachgeschmack zurückblieb, verräterische Anzeichen, die den Weinkenner niemals täuschen. Da es aber so wenig wirkliche Weinkenner gibt und der Mensch sich zu seinem Glück an alles gewöhnt, sogar an den bösen Kopfschmerz, der die Gratisdraufgabe zu dem Genuß war, so stand dem Erfolg dieses von keiner Konkurrenz erreichten Produktes nichts im Wege.

Der Winter war vergangen, der Schnee geschmolzen, und Gaston sah bei seinen widerwärtigen Hantierungen im Geiste die Weinbergsteute, seine Kameraden, den Berg hinaufziehen, er sah die blauen Schürzen im scharfen Märzwind flattern, während hoch über ihnen die gewellten Wolken hinslogen, Wolken, die voll Sonne sind und Blütenweis wie segelnde Schwäne. Und während er an den Apparaten stand, an den Regulatoren, umgaukelten ihn die Bilder der Heimat, wo nun die ungegrabenen Hügel ein neues, braunes Kleid erhielten, die Steden in Reih und Glied wie die Lanzenstäfte dastanden, ein geheimnisvolles Weben, Drängen und Wachsen entstand, die Hand des Weinstockes schüchtern hervorgriff,

den Stab umklammerte, Blüten zwischen den Fingern hielt, und wie endlich im Schoß der Erde, in den gewölbten Kellern, der gelagerte Wein in den dickbauchigen Fässern plötzlich überloß, weil auch er den neuen Saffttrieb verspürte und jünglingshaft zu schäumen anfang. Wie fühlte man da den großen Herzschlag der Natur, nach dem nicht nur der Puls des blühenden und des in Fässern lagernden Weins geregelt war, sondern auch der Rhythmus des ganzen eigenen, menschlichen Lebens. Wie wachte man da auf Wind und Wetter, auf Sonne und Regen, wie bebte man vor Angst, wenn ein Gewitter aufzog, wie zitterte und schrie man in Schmerzen auf, wenn die Schloßen ans Fenster fielen, so hart, so weh, so zermalmend, als ob man von jedem dieser Hagelkörner ins wunde, zuckende, aufkreischende Herz getroffen wäre! Wie hatte man in all den Nächten, in den Stunden, Tagen, Wochen, Monaten, während der junge Wein von ungewissen Schicksalen bedrängt an den Hügellehnen schlief, unwillkürlich die Hände zu Gott erhoben, ein Gebetlein auf den erbleichenden Lippen, unbewußt, fast wider Willen, einfältig aus dem kindlichen, religiösen Herzensdrang heraus, eine Zuflucht bei dem großen Mysterium zu suchen! Und wie hatte man, wenn es nichts zu fruchten schien, dieselben betenden Hände zu Fäusten geballt und geflucht, geflucht, geflucht, daß die Weibspersonen auf die Knie fielen, sich die Ohren verstopften und alle Heiligen anriefen! Und nun, da alles zurücklag in der Ferne, in der Erinnerung, stellte sich heraus, daß all die Ängste und Nöte, die sich aus dem engen Zusammenhang mit der Natur ergaben, eine ungeheure große Seligkeit waren, davon man bei dieser Arbeit in der Fabrik nichts verspürte. Hier drohte kein Sturm, kein Hagel, keine Katastrophe, Gottes Faust konnte hier nicht niederfahren, aber auch nicht Gottes Segen.

Gaston stand bei den Apparaten und hatte seine Gedanken dabei und verachtete dieses leblose Zeug, das dalag wie ein toter Hund. Und das Glück, das er in der Ferne gesehen, das in dem Namen Paris verschlossen war wie ein Feengeschenk in der Nußschale, das lag nun weit zurück in der Heimat und lockte unwiderstehlich, wie es einst aus der Ferne gewinkt hatte.

Jeanne, Jeanne, Jeanne!

Ja, das war es, Jeanne war das Glück, war die Heimat, war das Schicksal. Ihretwegen mußte er seine Lehrzeit in der Fremde bestehen, sonst war es für ihn verlorenes Spiel. Marcellin würde niemals seinen Segen geben, wenn er jetzt zurückkehrte wie ein Fahnenflüchtiger, ein Schwächling, ein Feigling!

„Kameraden, he, Kameraden!“ Und er begann seinen Kameraden in der Fabrik zu erzählen, was er für eine Heimat hätte.

„Kameraden, meine Heimat! Dort sind die Hügel belautet und schlafen im Rausch. Dort ist der Wind ein Kuß und der Sturm ein Lied. Dort rinnt in den Strömen der Most, dort schießen im Bach die Forellen, dort sind die Straßen gepflastert mit Bonbons, dort fließt aus den Brunnen der echte Wein, dort blüht in den Gärten die Liebe. Eine so schöne Heimat, wie in meiner Heimat, findet ihr in keiner Heimat. Ich gebe euch mein Wort darauf, ich, Gaston!“

Die Kameradschaft war das einzige, was das Dasein in diesem Keller des Übels erträglich machte. Man besuchte gemeinschaftlich die Pariser Vergnügungsorte, die Tanzlokale, die eine betörende Anziehungskraft ausübten und die man kennen mußte, wenn man als Lebemann gelten wollte.

Ja, Gaston war ein Lebemann! Gaston kannte Paris! Gaston war gerne gesehen in diesen berühmten und berühmten Lokalen der Verführung. Ein schmucker Bursche, Gaston, nicht wahr? Gaston von Perpignan! Die Mädchen flogen ihm sans gêne um den Hals, rissen ihn hinein in das Tanzgewühl, wo man nicht zierlich zu tun brauchte und nicht schüchtern, diese Mädchen, rot geschminkt und frech, toll in dieser Sündenatmosphäre voll Lärm, Musik, Raserei, Rauch, Weingeruch und Dunst erregter Frauen. O, diese Betäubung und Umschlingung der Sinne, die, wenn sie aus dem Taumel erwachten, sich krank fühlten, verwüstet und mit Ekel beladen. O, o, o!

Surrogat der Wein, Surrogat die Lust, Surrogat die Liebe, und der Rest ein namenloser Ekel!

Ah, Jeanne! Süße, teure Jeanne! Blüte, Engel, Unschuld! Gaston fand Worte für seine Liebe, unerhörte Worte, mit Herzblut geschriebene Worte der Zärtlichkeit, schöner als sie im Liebesbriefsteller zu finden sind, denn, was das betrifft, Gaston verstand sich auf das Zeug. Also aufgepaßt! Gaston war ein Lebemann und hatte Welt, wie die Briefe beweisen, die er seiner Jeanne schrieb. Alle seine Sehnsucht und Liebe legte er in tönende Worte, die wie Schellen klingelten.

Jeanne antwortete mit weniger Aufwand von Phrasen, ein wenig spröde und hölzern, und wenn sie mit der Aufzählung der kärglichen Ereignisse fertig war, wie etwa, daß der Nachbar Soundso gepfändet worden war, weil die gute Ernte immer noch nicht verkauft ist, oder daß Winzerversammlungen stattgefunden haben in Montpellier, in Narbonne, in Béziers, in Perpignan, in Carcassone, und daß Vater Marcellin zu hunderttausend Menschen gesprochen habe vom Dach herab, wie auch der Herr Bürgermeister Rouquié, ja und schließlich, um nichts zu vergessen, daß man den lieben Herrn Rouquié in seinem Hause besucht hatte, Jeanne mit dem Vater Marcellin, ein schönes, wohl eingerichtetes Haus — kurz, wenn die Tatsachen aufgezählt waren, dann war auch der Brief zu Ende.

Von Liebe stand nichts drinnen, das würde sich für ein einfaches Landmädchen nicht schicken, Gaston kann es sich dazu denken, sagen soll man so etwas nicht, am allerwenigsten schreiben.

Gaston vergaß nicht, fleißig dem Bruder Richard zu schreiben, dem Hüter seines heimatischen Weingartens der Liebe. Abgesehen von diesem Gegenstand des Interesses hatte Gaston viel zu berichten, was für ein Leben in Paris wäre. Gegen Paris sei Perpignan, Montpellier, ja selbst Narbonne nur Mist und Rauch, oder des besseren Vergleichs willen eine zahnlose, alte Bettel, wohingegen Paris eine nackte, rosige Venus wäre, von elektrischen Sonnen umglüht, auf einer riesigen Austermuschel schwebend und sich holdselig herabneigend, Gaston von Perpignan zu küssen und Bruder Richard, wenn er eines Tages zu Besuch käme.

Ah, Paris! Ah, les amours!

... Und Richard? Er war nicht der Mann, der sich hinströmen ließ in eiteln, albernen Prahlereien, nein, er war in allen Stücken so ziemlich der lebendige Gegensatz. Eine verschlossene, schweigsame Natur, der Fröhlichkeit abhold, haßte er den Überschwang sowie Unbedachtsamkeit und verachtete den Bruder, dessen Herz allzuoft mit der Zunge durchging.

„Du hast den besseren Teil erwählt,“ schrieb er an Gaston, „du bist ein Sonntagskind, und von Kindheit an hat dich das Glück verzogen.“ Gewöhnt,

seine wahren Gefühle zu verbergen, wählte er auch jetzt süßliche Worte als geschickt verwendete Maske, jetzt mehr denn je, denn die Briefe Gastons waren ihm wertvoll geworden für seine Pläne. Ja, Richard hatte Pläne, Pläne auf dem Ambos des Grolls mit dem Hammer des Hasses in der rotbrandigen, rußigen Flamme der Eifersucht kunstvoll geschmiedet.

Nur zu, ihr Schwäger, die sich mit tödlicher Sicherheit um Kopf und Kragen reben! Nur zu, Gaston! Nur zu, Marcellin! Nur zu, Rouquié! Nur zu, ihr Winzer, eine zusammengerottete, blökende Schafherde, die, wer weiß, eines Tages, wenn der Bahn über sie kommt, sich in Rudel reißender Wölfe verwandeln kann!

Denn — Richard hatte seine Pläne gezeugt in der Herentüfte seines finsternen Herzens, wo wohlverwahrt, mit Zetteln und Datum versehen, die Gifte lagen, der Niederschlag von Kränkungen, Zurücksetzungen und anderer Unbill, ihm bewußt oder unbewußt zugesügt von diesem oder jenem, von allen. Ja, von allen!

Wie kam er dazu, diese schiefe Gestalt zu haben? War er etwa schuld? Verflucht auch! Mit welchem Recht durfte ihn die Liebe enterben? Dieses Unrecht fordert Sühne! So kam der Haß in sein Herz, der ihn segnete und ihm diese Sühne verhieß. Wie durfte Gaston es wagen, ihm sein gebührend Erbteil zu schmälern, sozusagen schon von der Mutterbrust an? Gaston hatte Glück bei den Weibern, schon die Mutter hatte ihn als ihren Liebling vorgezogen, so daß von ihrem ganzen verschenkten Herzen für Richard nichts übrig blieb als unfreundliche Härte, böse Blicke und böse Worte. Und später mit den Mädchen! War nicht Gaston ein angebeteter, junger Gott und Richard neben ihm eine verlachte Spottgeburt, ein mißglückter Versuch der Natur, nur eine Unterlage, die körperlichen Vorzüge des andern desto sinnfälliger erscheinen zu lassen? Hatte Gaston nicht auch dieses fabelhafte Glück bei den Männern? Waren nicht sämtliche Burschen des Ortes seine Freunde? Hatte ihn nicht Marcellin zum Schwiegersohn erkoren? War ihm nicht das Glück auch nach Paris gefolgt, um ihm dort auf seine Wege Rosen zu streuen, und wird es ihn nicht auch in demselben Triumphzug nach der Heimat — aber halt!

Da stand Richard davor. Der stiefmütterlich behandelte Richard hatte von der Vorsehung eine Gabe erhalten, die unter Umständen mehr ist als Schönheit, Reichtum, Glück. . . Was keiner konnte in seinem Umkreis, das konnte Richard: denken, denken, denken! Und wie hatte Richard gedacht! Bohrend wie eine Spitzflamme, tiefwühlend wie ein Maulwurf, eindringend wie Mephisto, dem kein Schlüsselloch zu eng, keine Mauer zu dick, kein Geheimnis zu versteckt ist, der alles durch und durch schaut, als wären die Dinge, die Menschen, die Gedanken, die Schicksale von Glas, unendliche Zusammenhänge schaffend, Getrenntes verbindend, Schicksalsfäden spinnend und sinnreich verknüpfend zu Netzen, wundervolle Netze, den Opfern über den Kopf zu werfen und den reichen Fischzug zu tun, den Seelenfischzug! Also hatte Richard in der Einsamkeit und Verschlossenheit seines Herzens denken gelernt, und jetzt war er fertig, fertig, um seine Fangnetze auszulegen. Denken hatte er gelernt, während die anderen schwänzten — beobachteten und denken, während sie ihn verlachten. . . Und um dieser Gabe willen hatte er den anscheinend glücklicheren Bruder nicht einmal beneidet, auch nicht gehaßt, sondern im stillen nur verachtet, wobei es aber nur eines brennenden Streichholzes bedurfte, eines zündenden Funkens, um diese Verachtung wie einen dick-

flüssigen, erblindeten, abgestorbenen See von Erdöl plötzlich in wilden, zügellosen Flammen auflodern zu sehen, Flammen des Hasses! . . . Wenn der eine Punkt in Richards Herzen verletzt würde, dieser einzige Punkt, der weich und verwundbar geblieben ist . . . O! O, ihr meint etwa, Richard sei ein Bösewicht, ein verhärtetes Gemüt, eine versteinerte Seele, die den Himmelstau der Liebe verschmährt, die dem sterbensfüßen Nachtigallensang der Sehnsucht kein Ohr verleiht, und die nicht schmerzlich nach den Rosenfingern der Zärtlichkeit verlangt? Ah, ihr wißt nicht, daß Richards Härte nur als hührene Schale sein empfindsames Herz umhüllte, daß dieses Herz nach Liebe schrie in Qualen, gegen die der ersten Menschen erstes Stöhnen ein bloßes Hirtenlied war? Ihr wißt es nicht, ihr blinden, rohen, stumpfen Bauern, und du, aufgeblasener, hohler Gaston, du verschlagener Marcellin, du törichter Rouquié, ihr Täler, Hügel, Weinbergshohlwege, in deren Einsamkeit Richard sein Haupt wie in einem mütterlichen Schoß vergrub, sich hinwarf, wälzte, die Haare raufte und immer nur den einen Namen rief: Jeanne, Jeanne, Jeanne!  
(Fortsetzung folgt.)



## Der diplomatische Ursprung des Krieges von 1870/71

Von Dr. W. Hopf=Kostock



unter diesem Titel läßt das französische Ministerium des Äußeren vierzig Jahre nach dem gewaltigen Ringen zwischen den beiden Nachbarvölkern eine Sammlung von diplomatischen Aktenstücken erscheinen, die bei der Fülle von wichtigem Material, das sie für die bedeutungsvollen sechziger Jahre bringen wird, schon jetzt als außerordentlich wertvoll bezeichnet werden muß. Denn bisher besitzen wir für die Vorgeschichte des Krieges außer den in Megdis Staatsarchiv veröffentlichten Aktenstücken und außer der Darstellung Sybels, den Bismarck doch auch nur eine Auswahl von Akten hatte einsehen lassen, im wesentlichen nur Aufzeichnungen u. dgl. von Beteiligten, die natürlich weder lückenlos noch unbefangen sein können und wollen.

Den Zweck der Veröffentlichung, deren Plan drei Jahre zurückreicht, faßt die mit dieser Aufgabe betraute Kommission in ihrem Bericht dahin zusammen, „die diplomatischen Schriftstücke, deren Kenntnis zu einer unparteiischen Darstellung des Deutsch-Französischen Krieges und der Umstände, die ihm vorhergegangen sind und ihn vorbereitet haben, unentbehrlich ist, für den Gebrauch der Geschichtsschreiber zusammenzustellen“. Wenn sie dabei den Wunsch ausspricht, daß auch andere Regierungen dem hier gegebenen Beispiel folgen möchten, so zielt sie damit natürlich vor allem auf Deutschland. Die deutsche Regierung hält aber die Schätze der Archive, die außer der Korrespondenz Bismarcks und den Berichten der Gesandten auch die im November 1870 in Cerçay erbeuteten Papiere des französischen Ministers Rouher bewahren, sorgfältig zurück, und es ist wohl kaum zu erwarten, daß sie nun von der bisherigen Übung abzugehen geneigt sein wird.